

Auf dem Weg zur Freiheit

RÜDIGER SAFRANSKI: **Schiller – oder Die Erfindung des deutschen Idealismus.** Carl Hanser Verlag, München Wien 2004. 560 Seiten, 25,90 EUR.

Aus dem Untertitel erschließt sich das Anliegen von Rüdiger Safranski. Als Philosoph ist er sich über die gegenwärtige Bewusstseinslage im Klaren: »der Erkenntnistyp der distanzierten Beobachtung« gibt den Ton an. Diesem Zeitgeist gegenüber beschreibt Safranski seine eigene Tätigkeit als philosophischer Autor als »Versuche, vom Punkt der Freiheit, der Spontaneität, des wirklichen Reichtums der Erfahrung aus seine Aufmerksamkeit zu bestimmen.«

Ein bescheidener, unideologischer Ausgangspunkt, und somit sehr geeignet für eine philosophische Schiller-Biografie, die diesen Denker dem Leser des 21. Jahrhunderts nahe bringen möchte. Denn Begriffe wie »Freiheit«, »Spiel« und »Liebe« tauchen in Schillers Werken auf und müssen philosophisch bestimmt werden. Safranski greift im Vorwort den Untertitel »Erfindung des Idealismus« wieder auf und verspricht einen Einblick »in das unvergessliche goldene Zeitalter des deutschen Geistes«, in die »Wunderjahre, die einem helfen, den Sinn für die wirklich wichtigen, für die geistvollen Dinge des Lebens zu bewahren.« Das klingt nun allerdings nicht nur bescheiden, sondern sehr distanziert-wehmütig! Eine gewisse Diskrepanz zwischen philosophischem Anspruch und gemüthlicher Seelenstimmung tut sich auf. Gespannt beginnt man, in den einzelnen Kapiteln Safranskis Gedankengängen zu folgen.

Wenn auch der Schwerpunkt dieser Biografie in der Ausgestaltung von Schillers Ideenwelt und somit auf seinen literaturtheoretischen und ästhetischen Schriften liegt, so versucht Safranski doch, die Entwicklung dieses Denkens in die Schilderung von Schillers Leben einzubetten. Ohne die Zeit auf der Karlsschu-

le sind die »Räuber« nicht zu verstehen, und Schillers Antrittsvorlesung in Jena am 26. Mai 1789: »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« war nicht nur ein programmatischer wissenschaftstheoretischer Entwurf, sondern auch ein persönlicher Triumph für den jungen Professor Schiller. Deshalb beschreibt Safranski immer wieder Szenen wie das Gedränge der Studenten im Auditorium, Interieurs, Begegnungen. Doch bleiben diese Schilderungen recht dekorativ und verdichten sich nicht zu einem Bild, bei dem sich äußere und innere Biografie decken.

Schiller hatte Kontakt mit Herder, mit Novalis, Hölderlin, Fichte und den Brüdern Schlegel. Im Zentrum steht natürlich die Freundschaft mit Goethe seit 1794. Alle diese Denker und Dichter werden vorgestellt und in ihrem Verhältnis zu Schiller beleuchtet. Auch Schillers Werke, sowohl seine literarischen als auch seine philosophischen, werden ausführlich und lebendig erläutert. Safranski hat gut recherchiert, zitiert dazu Briefe Schillers und seiner Zeitgenossen. Der Leser erhält ein differenziertes und detailreiches Bild jener Epoche. Der biografische Zusammenhang macht das Buch leicht lesbar; jedes Kapitel ist einem Lebensabschnitt gewidmet. Die einzelnen Kapitel werden durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis erschlossen und sind somit auch einzeln eine lohnende Lektüre. Der Autor erreicht aber durch geschickte Komposition und vielversprechende Kapitelschlüsse, dass der Leser zum Weiterschmökern verleitet wird.

Rasch zeigt sich nun die Stärke dieser Biografie, denn Schillers Texte werden sorgfältig referiert und kommentiert, und zwar in einer fachlich präzisen und doch wohltuend persönlichen, allgemein verständlichen Sprache. Somit kann das Buch als gute Einführung in Schillers Denken dienen. Aber auch der mit Schillers Ideen bereits vertraute Leser findet Untersuchungen weniger bekannter Texte, die beim genaueren Hinsehen vom Wegweiser Safranski als wichtige Marksteine

auf Schillers Weg ausgemacht werden. Einen ersten Höhepunkt bildet dabei das Kapitel über Schillers Dissertationen. Schiller promovierte 1780 auf der Karlsschule im Fach Medizin, aber erst seine dritte Dissertation »Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen« war angenommen worden. Schiller griff damit seine erste Abhandlung wieder auf, die er unter dem Titel »Philosophie der Physiologie« vorgelegt hatte. Er begibt sich also, als Neurophysiologe seiner Zeit, auf das auch heute noch (oder wieder?) viel beforschte Gebiet der Beziehungen zwischen Leib und Seele, zwischen körperlichen Reizen und Bewusstsein. Und da entwickelt Schiller nun eine »Ontologie der Liebe«, die Safranski eingehend referiert und kommentierend erschließt. Die Liebe, so erläutert Safranski, erfüllt drei präzise Funktionen: als beseelendes Prinzip in der Körperwelt, als Prinzip des Übergangs zwischen Materie und Geist sowie als Wahrheitsprinzip, das den Dualismus zwischen erkennender und erkannter Wirklichkeit überwindet. Durch die Liebe entsteht die »große Kette der empfindenden Wesen«, eine Metapher, die Schiller mehrfach verwendet. »Für Schiller gewährleistet die Liebe den Zusammenhang in der großen Kette der Wesen.« Die Liebe ist schöpferisches Prinzip und Erkenntnisprinzip und bildet somit für den 21-jährigen Schiller das Zentrum der Welt und des Menschen. Safranski resümiert ganz richtig: »Schillers Liebesphilosophie schwärmt nicht in ein imaginäres Jenseits hinüber, sie ist immanent gerichtet, sie will nicht spekulativ, sondern durchaus empirisch sein.«

Von diesem Ausgangspunkt des jungen Schiller lässt sich nun ein Bogen schlagen bis zu jenem bewusstseinsgeschichtlichen Meilenstein der Briefe »Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes« von 1795, denen Safranski das »Neunzehnte Kapitel« widmet. Denn in diesen Briefen geht Schiller ebenfalls ganz empirisch vor, die Verbindung von Geist und Stoff suchend und schließlich den Weg der Kunst aufzeigend, als Möglich-

keit, im sinnlichen Leben bereits das Ideal zu erfahren. Dazu muss der Mensch allerdings den Zustand der Freiheit, die Qualität des »Spielens« immer neu und aktiv herstellen: »um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.« In diesem *ästhetischen Zustand* kann der Mensch in der Erkenntnis-sphäre schöpferisch werden, und die Materie, sein Willensbereich, kann durchlichtet werden. Erkenntnistheoretisch und ontologisch mündet also die Liebesphilosophie des jungen Schiller in die klassische Ästhetik ein, die ja »das ganze Gebiet der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen« soll. (15. Brief).

Diese Kontinuität könnte Safranski entdecken – wenn er denn Schiller ernst nähme! Doch Schiller ist für ihn »ein Meister der Autosuggestion«, und die Schriften der neunziger Jahre gelten ihm nur noch als eine »Als-ob-Philosophie der Liebe«. Folglich identifiziert er den Spielbegriff auch nicht mit einer Erkenntnisanstrengung, sondern evoziert »Rituale, Tabus, Symbolisierungen« als kulturanthropologische Faktoren. Den Spieltrieb erläutert er mit dem Unterschied zwischen Sexualität und Erotik oder zwischen Krieg und sportlichem Wettkampf. Das wirkt nun doch allzu trivial. Auch wenn Safranskis Hinweis, »dass sich Schillers Utopie der spielenden Gesellschaft auf überraschend banale Weise verwirklicht hat« mehr als berechtigt ist, wenn man heute die Massenmedien, Politik und Ökonomie betrachtet, so scheint ihm als Zeitgenossen doch der Mut zu fehlen, das Denken als Möglichkeit der Wirklichkeitserfahrung ernst zu nehmen. Idealismus ist eben keine »Erfindung«, sondern ein Weg zur Freiheit: »Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgetan in den Sinnen.« (11. Brief)

Man hatte sich vielleicht zum Schillerjahr 2005 eine philosophische Biografie ge-

wünscht, die die Aktualität und vor allem die gedankliche Wirklichkeit von Schillers Freiheitsbegriff und anderen seiner Ideen aufzeigt – und nun ist es doch nur eine Erfindung? Safranski hat den Philosophen Schiller für Zeitgenossen lesbar gemacht. Seine Schlussfolgerungen können den Leser zum eigenen Studium der Schriften Schillers und zu eigenständigem Weiterdenken anregen.

Andrea Errenst

Im Mai-Heft mit **Schwerpunkt Schiller** erscheinen ein Interview mit Rüdiger Safranski, eine weitere Auseinandersetzung mit dessen Schiller-Biografie sowie andere an Schiller anknüpfende Beiträge.

Kritische Geister

LORENZO RAVAGLI (HG.): **Jahrbuch für anthroposophische Kritik 2004**. Edition trithemius, Novalis Verlag, Schaffhausen 2004. Mit Beiträgen von Michael Opielka, Harrie Salman, Rhenus Ziegler, Matthias Bendau, Günter Röschert und Lorenzo Ravagli. 206 Seiten, 16 EUR.

Das 12. »Jahrbuch für anthroposophische Kritik« 2004 präsentiert wieder eine reiche Palette von Arbeiten, die ein breites Spektrum von Soziologie, Philosophie, Erkenntniswissenschaft, analytischer Diskurs-Kritik und historisch-typologischer Grundlagenforschung abdecken. Die Reflexionen reichen von einer »anthroposophischen Erweiterung der Soziologie« über eine detaillierte Auseinandersetzung über »reines Denken und reine Begriffe« bis zur historisch-philosophischen Rekonstruktion des »Trinitätsgedankens im Werk Rudolf Steiners«. Glanzpunkte des Bandes sind die ausführlichen Beiträge von Michael Opielka und Rhenus Ziegler, aber auch von Günter Röschert und Lorenzo Ravagli. Opiel-

ka, Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Jena und Lehrbeauftragter für Soziologie an der Universität Bonn, problematisiert in seinem Beitrag die Möglichkeit einer neuen Werte-Soziologie, die sich in kritischem Gespräch mit dem Gedanken der »sozialen Dreigliederung« Rudolf Steiners herausbilden kann. Während Steiner das erkenntnisleitende Makro-Leitbild emanzipatorischer gesellschaftlicher Entwicklung gemäß dem Ausgangsimpuls der französischen Revolution in einer fortschreitenden Ausdifferenzierung und wechselseitigen Autonomisierung der drei gesellschaftlichen Ur-Sphären der Moderne: Wirtschaft, Politik und Kultur voneinander sah, plädiert Opielka für eine »Viergliederung«, da man angesichts fortgeschrittener heutiger Problemstellungen, die sich zunehmend im Spannungsfeld zwischen Kultur und Religion (Entsäkularisierung) wie etwa im so genannten »Kopftuchstreit« vollziehen, die Sphäre der Kultur noch einmal genauer in Kultur und Religion aufteilen müsse.

Der Mathematiker und Erkenntniskritiker Rhenus Ziegler prüft in seinem Essay Einwände gegen Wirklichkeit und Erkenntnisstatus von »reinem Denken« und »reinen Begriffen«. Anhand einer peniblen Auflistung von 22 logisch, empirisch, erkenntnis- und wissenschaftskritisch möglichen Haupteinwänden gegen diese beiden bewusstseinskritischen Schlüssel zeitgemäßer geistrealistischer Ansätze zeigt er auf überzeugende Weise auf, wie reines Denken und reine Begriffe möglich sind, und wie sie einseitiger nominalistischer Zergliederung widerstehen können. Dabei gelingt es Ziegler in beispielhafter Weise, genau den heute entscheidenden Treffpunkt zwischen phänomenologischer Innenerfahrung und intersubjektivem Austausch nicht nur ständig im Hintergrund präsent zu halten, sondern überzeugend herauszuarbeiten, zu problematisieren und zu klären.

Großartig, streng und aufs Äußerste in die Erfahrung konzentriert der Beitrag von Günter Röschert, diesmal über die Anthropologie von Gnade und Rechtfertigung. Dargestellt

wird die evolutive Abtrennung individuellen Bewusstseins vom Ganzen durch die Entwicklung des Ich, das sich selbst auf dem Grund seiner Existenz ein Rätsel bleiben muss, weil es sich bei zusehender Vertiefung in sich selbst immer mehr als vordergründig illusionär und wandelbar, in Wahrheit aber als in seiner Substanz nach allen Seiten hin durchlässig zum Ganzen des Grundes hin erweist, der in ihm weniger sein vollständiges Selbstbewusstsein, als vielmehr seine evolutive Avantgarde und seine lebendig-vollzugshafte Mysterienstätte findet. Und dargestellt wird die heute notwendige Transformation dieses Ich in eine Art der zweifachen Selbsterfahrung, die das Individuellste als das Allgemeinste erkennt (Goethe) und »perspektivisch und bestimmungsgemäß mit dem wahren Ich oder Selbst verschmilzt«. Dies, um gewissermaßen in zwei Ich-Wirklichkeiten, die eine organisch lebende Einheit bilden, zugleich zu leben, worin sich Gnade (wahres Ich) und Rechtfertigung (personales Ich) in die unmittelbare, direkte Erfahrung der Wirklichkeit der Existenz verbinden.

Von weitem Horizont, seltener philosophisch-historischer Gediegenheit und sprachlicher Schönheit dann der darauf folgende Forschungsbeitrag Lorenzo Ravaglis zum Topos der Trinität bei Rudolf Steiner. Gerade die außerordentliche Tiefe seiner Ausführungen sowie die kraftvolle und bildsame Sprache, in der Trinität nicht nur als Denkgegenstand, sondern als organische Denkweise erfahrbar wird, machen Ravagli zu einem der herausragenden Philosophen-Anthroposophen der Gegenwart. Seine philosophischen Werke sollten alle gelesen haben, die an einer wissenschaftlichen Vertiefung realistischer Denkweisen interessiert sind. Viel zu oft wird Ravagli nur als Apologet der Anthroposophie angesehen, was tatsächlich eine seiner öffentlichen Hauptbeschäftigungen darstellt, worin aber meines Erachtens nicht seine eigentliche Bedeutung liegt. Während er in seiner apologetischen Arbeit nicht selten in Einseitigkeiten verfällt, die nicht zu-

letzt dem Verteidigungsgestus geschuldet sind, liegen in seinen philosophisch-historischen Arbeiten wie der hier vorliegenden Schätze vor, die von vielen noch gar nicht richtig bemerkt worden sind. Matthias Bendau analysiert in seinem klugen Beitrag über eingefahrene Denkmuster ruhig und sachlich die Widersprüche von »Verteidigern« des Geistes wie Sergej Prokofieff, die allzusehnlich in Stereotype der Verurteilung und Polarisierung fallen und dabei ständig Gefahr laufen, in dem von ihnen Kritisierten stets nur das zu erkennen, was sie zuvor in dieses hineingelegt haben. Für weithin unzureichend halte ich dagegen, trotz vieler wertvoller und weiser Gedanken, den Aufsatz von Harrie Salzman, der versucht, auf knapp 40 Seiten eine »Bilanz der Anthroposophie als Kulturfaktor« in »ihrem ersten Jahrhundert« zu ziehen. An diesem Anspruch scheitert er (natürlich), was an sich kein Nachteil wäre. Aber Salzman ergeht sich über Seiten in Allgemeinplätzen, aus denen wenig spezifischer Bezug zur Zeit und zur konkreten Erneuerung geistiger Paradigmen herauszulesen ist.

Insgesamt ergibt sich aus dem »Jahrbuch 2004« ein inspirierender, ja für viele sicherlich innerlich belebender und Mut machender Eindruck. Es ist möglich, kritische Geistes- und Kulturwissenschaft zu betreiben!

Roland Benedikter

Forschungslücke geschlossen

GUNVER SOPHIA KIENLE / HELMUT KIENE: **Die Mistel in der Onkologie.** Fakten und konzeptionelle Grundlagen. Schattauer Verlag, Stuttgart 2003. 759 Seiten, 69 EUR.

Mit dem Buch »Mistel in der Onkologie« wird eine Forschungslücke geschlossen, die seit Jahrzehnten vor allem von den komplementär-medizinischen Richtungen als schmerz-

lich empfunden wurde und vielfach zu Hilflosigkeit gegen den Angriff vonseiten der etablierten Medizin Anlass gab. Diese Situation ist nun wohl endgültig behoben – sofern das Werk wissenschaftlich gebührend zur Kenntnis genommen wird. Es dürfte als Standardwerk dieser Sparte in die Geschichte der Medizin eingehen. Ist doch hier alles, was es seit dem 19. und 20. Jahrhundert an historischen Kenntnissen, ärztlichem und medizinischen Erfahrungsmaterial, wissenschaftlichen Untersuchungen, Experimenten und Veröffentlichungen zum Mistelthema gab – ein an Umfang kaum noch überschaubares Material – erfasst, gesichtet, systematisch aufgearbeitet und unter strengen erkenntniskritischen Gesichtspunkten diskutiert.

Die beiden Autoren Kienle und Kiene, selbst jahrelang in der klinischen Onkologie tätig gewesen, leiten das von ihnen gegründete und renommierte »Institut für angewandte Erkenntnistheorie und medizinische Methodologie« in Freiburg/Bad Krozingen. Sie sind daher bestens geeignet, ihr Material nicht nur, wie üblich, nach statistischen Gesetzen zu überprüfen und zu beurteilen, sondern diese Praxis methodologisch zu hinterfragen und zu erweitern. Das gelingt ihnen in hohem Maße, insbesondere durch Beachtung der unterschiedlichen Denkstile der Naturwissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Den Skeptiker mag der von amerikanischen Wissenschaftlern geforderte und hier voll erfüllte Wissenschaftsstandard beruhigen, der in dem umfangreichen Anmerkungsstück zum Ausdruck kommt (3.000 Anmerkungen, davon mehr als 80 % der anglo-amerikanischen Literatur entnommen).

Dass das Buch partikularistischen Interessen fern steht, wird schon im Vorwort als eine Art Grundsatzprogramm angezeigt, wenn es heißt, dass alle aktuellen konträren Grundsatzthemen berücksichtigt werden sollen, wie »reduktionistische versus holistische Konzepte der Krebsentstehung, partikularistische versus systemische Tumorummunologie, genetischer Determinismus, versus organis-

mische Regulation, klinische Erfahrung versus klinische Forschung, Evidence-based Medicine versus Cognition-based Medicine, standardisierte versus individualisierte Therapie, isolierte Inhaltsstoffe versus Gesamtextrakt.« Damit dürfte die Fülle des anstehenden Stoffes denn auch klar umrissen sein.

In fünf Teilen wird so ein Mammut-Programm abgewickelt. Wie die Autoren betonen, können aber einzelne Teile oder Kapitel auch für sich betrachtet werden. Doch ergibt sich gerade aus ihrem Zusammenhang eine sinnvolle Entwicklung des Themas. Schon der 1. Teil »Präklinische Mistelforschung« enthält mit seinen drei Kapiteln über »Antitumoral relevante Inhaltsstoffe«, »Wechselwirkungen«, »Onkologisch relevante Eigenschaften der Mistelextrakte« grundlegende Aussagen. Von ganz zentraler Bedeutung indessen dürfte der 2. Teil »Tumorummunologie und Mistelforschung« sein. Mit seinen ebenfalls drei Kapiteln lässt sich doch gerade in den immunologischen Prozessen eine Art Schlüssel-funktion zum Mistel-Wirkverständnis sowie eine Art Brückenbildung zum kollektiven Denkstil der etablierten Medizin erkennen. Denn gerade »Immuntherapien sind das vierte Standbein moderner Krebstherapie«.

Für den modernen Krebsforscher ergeben sich in diesen Kapiteln hoch interessante Fakten, vor allem auch zum Thema Tumor-Enhancement. Die zahlreichen experimentellen Untersuchungen stellen zudem für den Praktiker eine wahre Fundgrube von neuen Erkenntnissen dar.

So seien zum Beispiel einige der vielen chronobiologischen Phänomene hervorgehoben: Appliziert man Mäusen vor dem Erwachen IL2 (Interleukin), so wird das Tumorstadium deutlich gehemmt, zur Tagesmitte gegeben, steigert es jedoch das Tumorstadium um das Vierfache. Oder: Mamma-Operationen während der zweiten Zyklushälfte ergeben eine weit bessere Prognose als in der ersten Zyklushälfte u. v. m. Praxisrelevant dürften ferner auch die guten Erfahrungen von intraoperativ applizierten Mistelpräparaten

im Wundbereich sein, wodurch die Metastasierungsrate deutlich vermindert wird.

In diesen Kapiteln finden sich ferner die hochinteressanten Anfänge der Fiebertherapie. Insbesondere aber sollten die Ausführungen über die *Coleysche* Toxintherapie Beachtung finden. Die Ausführungen über das weltanschaulich-bedingte Vergessen dieser hochwirksamen Therapie verdienen es, zur Kenntnis genommen zu werden, zumal die vielfach belegten Fallschilderungen diese Therapie nach 80 Jahren vergeblichen Bemühens mit Stahl, Strahl und Chemie heute geradezu herauszufordern scheinen. Die Argumentationen gegen eine Wiederaufnahme der Coley-Therapie auf Seite 192 sind fadenscheinig, ähnlich wie die gegen die Misteltherapie. Teil 3, betitelt »Beyond Reductionism« – zur Notwendigkeit komplexer organismischer Ansätze in der Tumorummunologie und Onkologie«, bringt nun – nach den fachspezifischen Auseinandersetzungen des 2. Teils – eine besondere Delikatesse, nämlich die Offenlegung des reduktionistischen Denkstils, der offensichtlich an seine Grenzen stößt, ohne es zu bemerken. Sogar die wissenschaftliche Zeitschrift »Science«, aus der der Titelanfang dieses 3. Teils stammt, scheut sich nicht mehr, von der »Whole-istic Biology« zu sprechen. »Die Biokomplexität zu verstehen, ist eine der größten Herausforderungen für die heutige Biologie« Die Einführung des »Organismusbegriffs« mit seinen hierarchischen Strukturen und Kontrollen wird unumgänglich sein. Auch die grundlegend-aktuellen Ausführungen über den Stellenwert von Gen, Genom und den ihnen übergeordneten epigenetischen Funktionen sollten deutlich herausgestellt werden. Hierzu freilich vermisst man Hinweise auf Parallelvorgänge im Bereich Zelle-Umfeld, wie sie von Blechschmidt beschrieben wurden.

Der zum Ende dieses Teiles angesprochene fundamentale Unterschied zwischen *nomologischem* und *typologischem* Denkstil leitet sinnvoll über zum 4. Teil, der mit seinem Titel »Wirksamkeitsbeurteilungen der Mistel-

therapie – Methodologie und Einzelfälle« ganz grundsätzliche und methodische Voraussetzungen und Bedingungen für Wirksamkeitsbeurteilungen bringt. Außerordentlich hilfreich sind die Darstellungen auf Seite 458 ff. verwiesen. Neben den üblicherweise linear betrachteten Begriffen von Ursache-Wirkung, für die die statistische Methode anwendbar ist, wird hier ein Begriff der Wirksamkeit gestellt, den die Autoren aus der Gestaltpsychologie heraus entwickeln. So lässt sich z. B. ein Kausalzusammenhang auch darin erkennen, dass sich eine bestimmte Struktur (Gestalt) als Ursache in der zugehörigen Wirkungsgestalt wiederfindet (z. B. Profil des Reifens in Reifenspur des Feldes). Zur Wirksamkeitserkenntnis *solcher* Vorgänge ist selbstredend keine Randomisation nötig. »Vielmehr steht man in diesem Falle tatsächlich vor der Möglichkeit eines Kausalerkennens am Einzelfall – eines singulären Kausalerkennens«. – Es schließen sich 40 Einzelfallberichte an. Der 5. Teil schließlich liefert nach den vorangegangenen, grundlegenden Begriffsklärungen »Wirksamkeitsbeurteilungen der Misteltherapie – klinische Studien« hochinteressante detaillierte Darstellungen.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die hier dargestellte Sicht der Misteltherapien seitens einer wissenschaftlichen Avantgarde nicht nur auf Grund der immensen Datenfülle zu überzeugen versteht, sondern auch auf Grund seiner differenzierten erkenntnistheoretischen Methode, durch die neue Erkenntnisebenen erschlossen werden, die das Potential eines Paradigmawechsels inbezug auf die Misteltherapie enthalten könnten. Für verantwortungsbewusste Mediziner – auch für jene des Mainstream – stellt dieses Buch eine Pflichtlektüre dar, und sei es nur in Teilen. Aber auch für den Biologieunterricht kann es durch seine klare Darstellung aktuell-schwieriger Teilgebiete (Immunologie, Genetik) erfolgreich genutzt werden. Der tolerante, faire und flüssige Stil macht das Buch lesenswert – sowohl für hartgesottene Schulmediziner als auch für interessierte Laien! Lore Deggeller

Vertraut und fremd

KARL KLAUS WALTHER: **Hans Hasso von Veltheim. Eine Biografie.** Mitteldeutscher Verlag, Halle / Saale 2004, 308 Seiten, 25 EUR.

Immer, wenn ein Buch über den Weltbürger und Asienreisenden Hans-Hasso von Veltheim (1885 -1956) erscheint, dessen spirituelle Reiseberichte über Vorder- und Hinterindien nach dem Zweiten Weltkrieg große Resonanz fanden, wird auch der anthroposophisch interessierte Leser gerne danach greifen. Dies umso mehr, als der Privatgelehrte und Schlossherr Hans-Hasso von Veltheim nicht nur in literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen vor dem Weltkrieg verkehrte, sondern zugleich ein bedeutender esoterischer Schüler Rudolf Steiners war mit zahlreichen Kontakten zu Persönlichkeiten aus Anthroposophie und Christengemeinschaft. Viele von ihnen waren seit 1927 zu Gast in seinem Schloss Ostrau bei Halle/ Saale, wo es im Schlosspark nicht nur einen »Pfad der Ferne« (mit einer Bodhisattwa-Statue), sondern auch einen »Rudolf-Steiner-Pfad« gab.¹

Da HHvV (so wurde Hans-Hasso von seinen Freunden oft liebevoll genannt; diese Abkürzung wird auch hier im Folgenden gebraucht) seine geplante Autobiografie nicht mehr schreiben konnte, galt das Interesse der Leser seiner Bücher bereits der ersten, 1987 erschienenen Biografie von Rolf Italiaander. Dieser ist Schriftsteller, war ein persönlicher Freund von HHvV und mehrfach auf Schloss Ostrau zu Gast. So gab diese Biografie trotz ihres aphoristisch-unsystematischen Aufbaus mit mancherlei Subjektivismen (eigentlich ist sie mehr eine Textsammlung mit Beiträgen auch von dritter Seite) dennoch etwas von dem Flair wieder, das den Grandseigneur HHvV stets umgab. Schmerzlich vermissen musste man nur, dass Italiaander zwar eine Ahnung von den spirituellen Interessen HHvV's hat, aber kein Verständnis für die okkult-esoterische Interessenseite seines We-

sens besitzt. Diese erscheint ihm eher als skurriles Hobby eines ansonsten bedeutenden Menschen.

Umso gespannter musste man auf die länger angekündigte, wissenschaftlich-systematische Biografie des ehemaligen Vize-Direktors der Universitäts- und Landesbibliothek Halle (ULB), Karl Klaus Walther sein, zumal ein Vorabdruck in der Zeitschrift »Die Christengemeinschaft« (10/2003) erschien. Grundsätzlich muss man sagen, ist es außerordentlich begrüßenswert, wenn nach der Wende in einem mitteldeutschen Verlag an die in der DDR-Zeit verdrängte Gestalt des Kosmopoliten HHvV erinnert wird. Und dies vor allem auch ohne Aussparung seiner Beziehung zu Anthroposophie und Christengemeinschaft. Etwas irritierend ist nur das Cover-Bild, wenn dort die Hauptfront des Schlosses Ostrau zwischen einer Buddha-Statue und Gestalten des Dritten Reiches in Uniform gestellt wird, als ob dies gleichberechtigte Einflussgrößen seien. Zum Glück wird dieser erste Eindruck im Buch zerstreut, in dem die entschiedene innere Gegnerschaft HHvV's zum Nationalsozialismus schon vor der »Machtergreifung« deutlich herausgearbeitet wird. Dafür spricht ja alleine schon seine Freundschaft mit dem bedeutenden Oberrabbiner von Berlin, Leo Baeck und sein Eintreten für seine von den Nazis zum Tode verurteilte Cousine Elisabeth von Tadden (beiden widmet Walther ein eigenes Kapitel). Dennoch hat sich gegen mögliche, wenngleich unbeabsichtigte Missverständnisse bereits Hansjörg Hofrichter in einer klarstellenden Leserschrift an »Die Christengemeinschaft« (12/2003) gewandt.

K. K. Walthers Darstellung ist nun wirklich eine systematische, chronologische Biografie, die sich auf ein akribisches Dokumentenstudium stützt. »Erstmals wird wie in einem Puzzle anhand unveröffentlichter Dokumente Veltheims Leben in seinem ganzen Umfang dargestellt.« So ist das Buch ein hervorragendes Nachschlagewerk und eine Fundgrube für Ereignisse, Briefwechsel und zeitgenössi-

sche Persönlichkeiten, d.h. für alles, was die Dokumente in Halle hergeben. Auch die Begegnungen mit Rudolf Steiner, Annie Besant, Krishnamurti, Hermann Graf Keyserling, Alexander und Imogen von Bernus, Alexander und Maria Strakosch, Emil Bock, Reinhard Wagner u.a.m. werden offen und ohne versteckte Häme dargestellt. Der Beziehung HHvV's zur Christengemeinschaft wird sogar ein eigenes Kapitel gewidmet. So muss man dem Buch für vieles sehr dankbar sein. Es bereichert unsere biografische Kenntnis über diesen bedeutenden Vermittler zwischen Asien und Europa außerordentlich.

Dennoch bleibt beim Rezensenten das Gefühl eines leisen Unbehagens zurück. K. K. Walther hat sich fast ausschließlich auf Dokumente gestützt und wenig die von ihm offensichtlich unterschätzte Sekundärliteratur zur Hintergrunderhellung berücksichtigt. So berührt es schon merkwürdig, wenn er ausgerechnet die Arbeiten des langjährigen evangelischen Pfarrers von Ostrau, Dieter Pretzsch, zu HHvV und seiner Schlosskirche nicht nennt (außer einen Aufsatz). Pretzsch hat ja das außerordentliche Verdienst, die in der DDR-Zeit vergessene und verwahrloste Grab-Altar-Kapelle von HHvV in der Patronatsloge wieder entdeckt zu haben. Er hat sie dann mit bescheidensten Mitteln liebevoll instand gesetzt. Fernerhin hat er sich mit großer Empathie mit der Gestalt HHvV innerlich verbunden, sich in seine ihm zunächst fremden esoterischen Gedankengrundlagen eingearbeitet und ihm im Untergeschoss der Loge eine permanente Gedenkausstellung eingerichtet.

K. K. Walther blendet dagegen leider auch die durchaus vorhandene anthroposophische Erinnerungsliteratur zu HHvV weitgehend aus, zumal er fälschlich behauptet: »Wegen seiner (HHvV) distanzierten Haltung und seinem Austritt aus der Anthroposophischen Gesellschaft fehlt Veltheims Name in allen seriösen Darstellungen über die Anthroposophische Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg.«² Ich vermute eher, dass K. K. Walther ein typisches Kind der DDR-Zeit ist, der zu den esote-

rischen Interessen Veltheims keinen wirklichen Zugang gefunden hat.³ Manchmal schreibt er so wie jemand, der einen Baum von allen Seiten aus akribisch beobachtet und meint, er habe damit das Wesen des Baumes erfasst, aber der Blick in die Leben spendenden Säfte des Kambiums ist ihm verborgen geblieben. So entsteht zwar ein äußeres Bild, aber kein *Lebensbild*, und erst recht nicht die innere Biografie eines Menschen. Beachtet man diesen Umstand, dann kann das Buch von K. K. Walther für den Veltheim-Freund sehr hilfreich sein.

Ekkehard Meffert

1 Vgl.: Ekkehard Meffert: *Der Asienreisende Hans-Hasso von Veltheim und seine Grab-Altar-Kapelle auf Schloss Ostrau bei Halle / Saale. Zur Wiederentdeckung eines spirituellen Kleinods*, in: *DIE DREI* 5 / 2002, S. 15-30.

2 Der Austritt von HHvV aus der Anthroposophischen Gesellschaft wird von K. K. Walther nicht belegt. Es bleibt die Frage offen, ob das Datum stimmt oder der Austritt überhaupt erfolgt ist. Übernimmt hier K. K. Walther vielleicht ungeprüft die Aussage von Italiaander, der schon gleiches behauptet hatte?

3 Wie stark okkulte Erkenntnisse HHvV zeitlebens bestimmt haben, zeigt der Entwurf seiner, auch auf der Flucht mitgeführten Silberurne mit ihren Sprüchen und Zeichen. Vgl. dazu: E. Meffert, a.a.O. 2002, S. 27-30. Ein eindrückliches Beispiel bringt auch der Bericht des englischen Schriftstellers Ron Landau in seinem 1935 erschienenen Buch *God is my Adventure – A Book On Modern Mystics, Masters and Teachers* in dem Kapitel über Rudolf Steiner. Darin schildert er sein Zusammentreffen mit HHvV während des Weltkrieges in Warschau, wobei dieser ihm seine ihn bedrückenden okkulten Erlebnisse und die zur Besserung führende Begegnung mit Rudolf Steiner berichtet. Die Esoterik blieb bis zum Tode das Lebenselixier von HHvV. Rudolf Steiner war und blieb seit der ersten Begegnung 1918 in Berlin sein esoterischer Lehrer, dessen Gedanken und Meditationen er zeitlebens bewegte. Hinzu tritt seit der Indienreise 1935 der Ramana Maharshi aus Tiruvannamalai, durch den er ein okkultes Lichterlebnis hatte und der ihm auch nach dessen Tod (1950) außerhalb des Leibes erscheint.

Auf dem Abstellgleis

KARL-DIETER BODACK: **InterRegio**. Die abenteuerliche Geschichte eines beliebten Zugsystems. Eisenbahn-Kurier Verlag Freiburg i.Br. 2005. 192 Seiten, 29,80 EUR.

Noch nie habe ich ein Sachbuch gelesen, bei dem es so viel zu lachen gibt – und das mich so traurig und wütend gestimmt hat. Wo sonst sind technische Zeichnungen, Daten, Fakten, Unternehmensentscheidungen in ihrem Entwicklungsgang packend beschrieben wie im Krimi? Und wo sonst nimmt ein Sachbuch auf Goethe, Schiller, Steiner, Michael Ende und andere große Geister Bezug?

Dabei schreibt der Autor einfach nur auf, wie es war: als gelernter Lokführer und späterer Professor für Design und Technik und Berater des Vorstandsvorsitzenden in der beamteten Deutschen Bundesbahn (DB) während der achtziger Jahre ein neues Zugsystem, den »InterRegio«(IR), für eine »Kultur des Reisens« zu entwickeln, zu bauen, und Schritt für Schritt landesweit auf die Schienen zu stellen. Er entwickelte Humor, Phantasie und Tatkraft, um die massivsten Widerstände zu überwinden. In einem Behördenbetrieb mit strammer Vorschriftenbegrenzung, in dem das Neue einfach störte, das Ungewohnte nicht entstehen sollte.

Und der neue Zug entstand doch, 1988, und die Fahrgäste schätzten und nutzten ihn. Denn er war aus künstlerischem Impuls gestaltet, innen mit seinen großzügigen Abteilen und Sitzlandschaften, sanften Farben und organischen Formen, außen durch Lichtgrau und Blau leicht erkennbar und doch kein Fremdkörper in der Landschaft. Hier war der Fahrgast einmal nicht Beförderungsfall, sondern wirklich Gast, bis in das Fahrplankonzept des Zwei-Stunden-Taktes, langlaufenden Linien und guten Anschlüssen, aufwendigem Bistrowagen mit preiswerten Speisen und wechselnden Kunstausstellungen. DB-Werbung: »ein menschlicher Zug«. Mitte der

Neunziger fuhr er landesweit auf 24 Linien mit 440 Zügen täglich und nahm im Jahr 70 Millionen Fahrgäste auf. Mit Regelfahrpreisen war er etwa 1/3 günstiger als der ICE.

Mehrfach klingt der anthroposophische Hintergrund an, bei der Gestaltung der Fahrzeuge, der Mitarbeiterqualifizierung, und der Organisationsentwicklung. Besondere Anhänge erläutern die Ansätze der organischen Gestaltung und der sozialen Dreigliederung.

Es hagelte Proteststürme, als nach einigen Jahren mit stetig steigenden Nutzerzahlen der InterRegio ab 1999 schrittweise wieder abgebaut wurde, von Bahn-Managern, die die Bahn nur aus dem Büro- und Autofenster kannten. Grund: Die teuren ICE und Intercity fuhren nur schwach besetzt durch die Landschaft, da müsse man eben den gut genutzten aber preiswerten InterRegio abbauen, hieß es hinter vorgehaltener Hand. Dies kostete die Bahn seitdem im Fernverkehr Millionen Fahrgäste und Euro an vermeidbaren Verlusten.

Das ist im Grunde ein Skandal von bisher kaum wahrgenommener Tragweite, der bis heute nicht aufgearbeitet ist: an Veruntreuung von Bahnvermögen, und an Kundenfeindlichkeit. Der Autor sagt es durch Fakten und Sachschilderungen, aber für den Leser stellt sich nach dieser einschneidenden unternehmerischen Dummheit die Frage nach der Führungsfähigkeit und Kompetenz des DB-Vorstandes. Zum Schuldenstand der Bahn stellt der Autor nüchtern fest, dass die de facto Verbindlichkeiten der DB-AG nach 10 Jahren seit der Bahnreform mit rund 35 Milliarden EUR etwa so hoch sind, wie die Schulden der Bundesbahn nach 44 Jahren Wiederaufbau 1949-93, trotz weiterhin hohen Staatszuschüssen.

Bei aller Widersinnigkeit und Tragik der sinnlosen Zerstörung großer Teile der Lebensarbeit der InterRegio-Entwickler und -bauer ist es erfrischend, wie wenig verbittert der Autor in die Zukunft schaut. Am Ende des fakten- und erlebnisreich geschriebenen Buches macht er sachlich, klar und mit ungebrochenem Optimismus Vorschläge, was im Sinne

einer kundenorientierten Bahn jetzt passieren müsste. Und beschreibt konkrete neue Linienführungen, weist auf hunderte gut erhaltener InterRegio-Reisezugwagen auf Bahnhöfen hin, die dort als Bürgervermögen jahrelang verrotten.

Sie sollen nach DB-Vorstellungen an ausländische Käufer gehen, mit der Verpflichtung, sie auf keinen Fall in Deutschland einzusetzen. Konkurrenz im Fernverkehr soll wohl gar nicht erst entstehen. Der Autor zeigt ferner anhand konkreter Zahlen auf, wie die Bahn unter Verzicht auf gigantische Großprojekte durch einfache, preiswerte Maßnahmen mit vorhandenen Wagen und Strecken in die Gewinnzone fahren könnte.

Im Grunde ein ermutigendes Buch auch für folgende Generationen, Wirtschaftsvorgänge ganz anders, geklärt und vernünftiger anzupacken, als beispielsweise das erfolgreiche, eigens für den InterRegio umgebaute Produktionswerk in der bayerischen Oberpfalz nach wenigen Jahren in zwei Schritten an einen Konkursritter zu verschleudern. Bodack sagt klar, was es für Bahnkunden und Mitarbeiter bedeutet, dass sowohl der Bundes-Eigentümer als auch der Bahnmanager auf die Börsenfähigkeit schielen. Dies wird die Bahn durch einen oder mehrere Großaktionäre aushöhlen. Denn Renditeerwartungen von 20% pro Jahr können aus der Bahn nicht erlöst werden, ohne das Netz zu ruinieren und noch mehr Subventionen zu fordern. Auch der Abbau des florierenden InterRegio war dem geplanten Börsengang geschuldet. Der DB-Vorstand meinte, dadurch mit weniger Zügen mehr Rendite zu erwirtschaften. Das Gegenteil trat ein. Hat hier der Eigentümergebiet, die Bundesregierung mit ihren Aufsichtsräten, versagt? Sollten die Bahnkunden besser eigene Aufsichtsräte stellen?

Ein spannendes Buch, das wie im Brennglas die Fragwürdigkeit unserer heutigen Wirtschaftsformen, hier bei der DB, offenbart: autoritär-autistische Führung, Privatbesitz an Gemeineigentum, Spekulation durch Kauf/Verkauf, Kundennutzen und Mitarbeiter mit

ihren Arbeitsplätzen als vernachlässigbare Größen. Es geht auch anders: Parallel zur InterRegio-Entwicklung war vom Autor die Begründung einer neuen Unternehmenskultur vorangetrieben worden: Abschied von der Fließbandfertigung, eigenverantwortliche Teamarbeit, Freiräume für Ideen, Zuhören ... Ergebnis: kostengünstige, umweltfreundliche Fertigung aus vorhandenen Wagen, innovative, engagierte Mitarbeiter.

Trotz des gewollten Scheiterns des InterRegio: Er war einmal da, und hat keimhaft gezeigt, dass es geht: eine menschengemäße Bahn-Dienstleistung, effektiv und preiswert, flächendeckend übers ganze Land, bis in die Nachbarländer. Dies kann wieder aufgegriffen, und weiterentwickelt werden, beispielsweise auch von Bahnkunden, die initiativ ihren Bedarf äußern. Herzlichen Dank an den Autor für diese (Lebens-)Leistung!

Rainer Schulz

In Winterzungen

DOROTHEA GRÜNZWEIG: **Glasstimmen lasinännet. Gedichte.** Wallstein Verlag, Göttingen 2004, geb. 106 Seiten, 22 EUR.

Über Gedichte der 1952 im württembergischen Korntal geborenen Dorothea Grünzweig schreiben zu wollen, macht zunächst sprachlos; denn sie sind mit nichts zu vergleichen, sie sind ganz sie selbst und nichts anderes. Es kommt hinzu, dass die Lyrikerin und Übersetzerin seit 1989 in Finnland lebt, und sie liebt den Schnee. Sie liebt es, wenn der Mond übers Eisfeld fegt, »sein Freudenheulen hallt/ auch das des hellen Sturms in unserem Ohr«. Oder: »Knie zur Brust ganz bei uns selbst«, liegen sie ineinander, lauschend, »schneeverherrlicht«. Winter ist Horchzeit, liest man, da horcht auch das »Hügelhaus weit in/ das Land wo Töne gellend/ grell zur Erde toben«.

Während der Sommer die Zeit des nach außen gerichteten Sehens ist, regt der Winter

die mit Schnee bedeckte Landschaft, das innere Leben an, das eher nach innen oder nach hinten, nach unten gerichtete Hören, Lauschen, Horchen: »Horchhäuschen hießen// die Hütten die/ bei den Bergleuten/ dem Läuten der Bergglocke/ lauschten Buben ... mit Ohren wartend ausgebreitet/ wie zwei geöffnete Arme/ vor der Erde// ihrem Muttermund.«

Das Hören ins Innere der Erde. »Ich sprech in Winterzungen«, beginnt ein Gedicht. Diese Zungen verbinden den Schnee mit dem Feuer, dass es einem in der Kälte warm wird. Die Erde ist mal Sarg, mal Grab, mal Heim. Im Gedicht rücken sie zueinander, überschneiden sich; das eine Wort wärmt das andere, tröstet. »Die Suche nach Schnee/ ist aus dem Feuer geboren«, schreibt Dorothea Grünzweig in ihren »Sieben Variationen über den Schnee«. Für die Schwester war es die Sehnsucht nach Licht, geboren in den düsteren Kindheitskellern, der Angst vor dem Gas, das brennt. Sie selbst spricht von ihrer »Schneebedürftigkeit/ so stark so alles niederbrechend/ ein Brachialverlangen ist uns gewesen«.

Das Schneeverlangen hat sie mit 37 Jahren also nach Finnland geführt, »dies Land am Rand der Welt«, das Schnee »gebärt« und Kälte. Der Schnee hat ihr »das Sehen der Wörter geschenkt/ die Blindheit weggemerzt (...) den Hellhör der Sinne/ (...) geschenkt«. Für ihren ersten Gedichtband »Mittsommerschnitt« von 1997 erhielt sie noch im selben Jahr den Lyrikpreis der Stiftung Niedersachsen. Auch der zweite Band »Vom Eisgebreit« von 2000 zog Stipendienaufenthalte nach sich. Und man trifft sie allenthalben zu Lesungen. Sie ist im Gespräch. Denn ihre Gedichte haben eine große Qualität: Sie verbinden mit dem Da-Sein, dem So-Sein und überhaupt. Man sollte sie lesen und darin umher-spazieren, sich gefangen nehmen und überraschen lassen von der originellen Vielfalt ihrer Themen, ihrer spröden Schönheit.

Brigitte Espenlaub

Aller Welt Geschichten

BIRKE MEYER-SUCHSLAND: **Das violette Zimmer und andere Erzählungen.** Literaturverlag, Frankfurt 2003. 58 Seiten, 7,40 EUR.

»Aber woher kommen Sie, von wo sind Sie herabgefallen?... Ich lächelte traurig, denn ich wusste es auch nicht.«

(Das violette Zimmer)

Es gibt viele Bücher auf dieser Welt. Es werden von Tag zu Tag mehr. Oft haben sie ihre Schöpfer reich, berühmt und schön gemacht, schöner, als sie vielleicht in Wirklichkeit wären. Es gibt auch ein paar unscheinbare Bücher auf dieser Welt: zaghafte, gewissenhafte Versuche, durch irgendeinen Geburtskanal hindurch das grelle Licht des Literaturbetriebs zu erblicken. Wenn man aber einfach selber nachschaut und das Licht der Welt in diese grauen, bunten, traurigen, schönen Innenräume hineinträgt, dorthin, wo ein Mensch, vielleicht weil er nichts Besseres wusste, weil er die Sprache liebt, weil die Wahrnehmungen und Erfahrungen, die er gemacht hat, sein Inneres zum Platzen zu bringen drohten, – wenn man das Licht der Welt dorthin trüge, in diese unscheinbaren Kammern, wo jemand nachdenklich sitzt und schreibt und etwas erzählen will, dann kann es plötzlich hell werden um ihn und um uns, erhellend dieses ganze seltsame Leben.

»Das violette Zimmer« heißt ein Band durchgehend in der Ich-Perspektive geschriebener Erzählungen von Birke Meyer-Suchsland, eine junge Autorin, deren Name gar nicht daran denkt, zu versprechen, was er hält. In der Titelgeschichte geht es um eine junge Frau, die aufgrund *abnormaler Wahrnehmungen und Gedanken*, so ein *Professordoktor*, in psychiatrischer Behandlung ist. Sie liegt in einem ganz in Weiß und Violett gehaltenen Zimmer, in welchem sie sich *wie in einem riesigen Geschenkkarton* vorkommt. Mit lakonischer Demut, desillusionierend

und trotzdem liebevoll-nachsichtig wird dieses Erlebnis und sein Anlass, *eine dumme Allerweltsgeschichte*, von der Ich-Erzählerin angedeutet und aufgearbeitet. Das Liebevolle ist dabei Gesinnung, wohl nicht Erfahrung. Die Heldin versucht zu verstehen, was ihr passiert. Sie staunt ihre Umgebung und die ihren Fall begutachtenden Spezialisten einfach nur an, aber nicht, weil sie schwachsinnig wäre oder naiv. Sie staunt über die Eigenarten, die Unehrlichkeiten, die Fehler und Schwächen dieser Menschen. Die Autorin kommentiert und wertet jedoch nicht, sondern charakterisiert durch Beschreibung. Hier hat jemand mit den Mitteln der Dichtung Abstand von einer verstörenden Entwürdigung gewonnen und vermag sie dem Leser auf eine glaubwürdige, dabei oft komische und plastische Weise wiederzugeben, sprachlich souverän und präzise und bis ins Detail originell.

Sie »gibt wieder«, um vielleicht dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch die Dinge zu heilen, auch die Menschen, welche sie nicht verstehen, welche das Fremde nicht einordnen können oder wollen, und welche die eigene Hilflosigkeit hinter der Fassade der Schulmedizin verbergen. Verächtlich kommentiert der *Professor doktor* eine Packung Johanniskrauttabletten auf dem Nachttisch der Patientin: *Pflanzen seien unberechenbar. Nur Chemie ließe sich kontrollieren*. Doch kontrolliert wirkt hier eher das erzählende Ich. Wach und klar, selbstbewusst noch in der Verletzung. Es entzieht sich der Fremdkontrolle, es ist Herr im Haus, im fragilen eigenen Leib, im Durcheinander der Seele. Es schafft Ordnung, durch einen das Schöne wie das Schlimme würdigenden Blick. Auch in den anderen Geschichten dieses erstaunlichen Debüts: Verunsichert von der eigenen Identität und einem ständigen Überfließen der Selbstwahrnehmung in das Dasein und die Wahrheiten der Anderen, wird zwar selbst ein einfacher Putzjob im Hotel zum Problem – *weil sich das Geräusch des Staubsaugers bei den anderen immer so viel wirklicher anhörte als bei mir* – doch fällt der Tochter des Elternpaares, das

endlich nach Jahren sein »Traumhaus« gefunden zu haben glaubt, zum Glück bald ein, *dass man sich innerhalb von sieben Jahren derart verändern soll, dass man ein neuer Mensch wird, und vielleicht sind wir ja schon gar nicht mehr dieselben, die wir uns jetzt über jenes Haus beugen, das unser Traumhaus sein könnte ...*

Die Autorin nimmt die Welt in ihre Mitte, schaut sie an und verurteilt nicht. Es sind Miniaturen von Liebe, von Freundschaft, von Missbrauch. Geschichten von abgebrochenen Begegnungen, von der Hoffnung, von der Enttäuschung. Geschichten aus Familien, Studentenwohnheimen, *herben Landschaften* und Kleinstädten statt Metropolen. Was dieses Büchlein so empfehlens- und achtenswert macht, ist die Art der Wahrnehmung und Beobachtung, die in eine behutsame Sprache gekleidet wird. Da ist kein Wort zu viel, kein Bild gewollt oder falsch, kein Satz ohne Leben und Substanz.

Allerweltsgeschichten sind es, gewiss, unpräzise, ohne große Geste, fast flüchtig, manchmal bewusst schnodderig notiert. Aber indem sie durch das Wahrheitsorgan eines zäh und leise auf sein Recht pochenden Herzens in ihrer Symbolkraft gehnt und durch die Subtilität der Wahrnehmung dieser Autorin in das Gedächtnis gehoben werden, erscheinen sie für Momente wie Skizzen aus unserer oft so fassadenhaften Zeit, aus unser aller Welt. Nicht das Was, nicht der Stoff, den man sich aussucht oder von dem man ausgesucht wird, beeindruckt, sondern das Wie seiner Bewältigung. Man kann Birke Meyer-Suchsland nur wünschen, dass diese Erzählungen ihren stillen Pfad im Dschungel des Literaturbetriebs finden werden.

Andreas Laudert